

Obergruß.

Noch ist in Frühlingsmorgenröthe kaum Die weite Furch aus tiefem Schlaf erwacht; Sie wiegt vielleicht sich noch im ersten Traum Von Benzenglüh'n nach rauher Winternacht.

O selig, wem zu solchem Freudentum Des Glaubens Segenspende sich gefest; Wem göttig Gait ein Herz im Guten schuf, Des fromm' Betrauen raubt kein Sturm der Welt;

Ein phantastisches Abenteuer.

Von Dr. August Schmidt-Berlin.

Es war im Hochsommer des Jahres 1888 an einem schönen Nachmittage, als ich in dem fashionablem Brighton an der Südküste von England auf der Promenade, welche sich an der Meeresküste entlang zieht, müßig umhersehen- bere. Eine Reihe fantastischer Kaskade, von deren Fenster- reifen man eine herrliche Aussicht über das Meer genießt, begrenzt nach der Landseite zu den Straßengang, auf welchem sich der mit Baumrollen geschmückte Spaziergang hindreht.

Sie nicht. „Also nicht bloß in der Luft und auf der Erde, sondern auch im Wasser wird musiziert?“ „Was Du sagst, ist richtig“, verlegte das Meerweib.

„Du bist wirklich zu außerordentlich“, versetzte die Nixe, indem sie aus dem Wasser ganz emportauchte und am Fuße der Klippe in überaus vornehmer Stellung Platz nahm. „Welchem Verstehe Du Dich eigentlich gewidmet? Du bist ein Musikritzer?“

„Ich bin Schriftsteller, meine Gnädigste, und schreibe Romane und Romane, aber halte mich fern von allen weltlichen Beschäftigungen, besonders auf dem Gebiete der Musik, denn ich liebe lebensfähig die Ruhe und jene Stille, welche die Eingebungen der Phantasie begünstigt.“

Meine Worte, die ich mit einer gewissen Entzau- derung, wurden plötzlich durch ein lautes Gelächter unterbrochen. Die Nixe hielt zu meinem Erstaunen das Saitenspiel in die Höhe und tauchte darauf in die Wellen unter. Sie hatte sich während meiner Rede unbemerkt zu mir heraufgeschoben und mir das kostbare Instrument entwendet. In voller Verblüffung blickte ich in das Meer.

„Vielleicht sehen wir uns wieder, und zwar zur Laichzeit“, rief ich ihr nicht ohne Besorgniß nach, warf mich in's Boot und ruderte der Klippe zu, wo die Fenster der Palastreihe am Uferquai von den Flammen des Abendrothes glühten.

Wie man mager wird.

(Eine Wiener Geschichte.)

Der liebe Gott kann es bekanntlich keinem Menschen recht machen. Ist einer mager wie ein abgezogener Schinken, so jammert er über die Dürre seines Fleisches und benedict jeden Fettwaist. Und dieser wieder lekt noch mehr vom sogenannten Kammerpest an, weil er sich über keinen Bauch grämt. So eine sanfte Melancholie ist nämlich ungemein fettbildend, wenn jemand überhaupt die Anlage zur Hebelheit besitzt.

„Du, Wampacher, hiaz is's höchste Zeit, daß Du was geg'n De'r Wimmerl thust.“ „Jeßas, kennst ma' mir schon was an von der Herzverjettung?“ fragte der dicke Hypochonder erschrocken.

„Na, ob i' will! Aber Du, net wahr, Du marterst mi' net mit Hunger und Durst wie die Doktor's. Wasst, dös sollt net von mir verlangen, daß i' aller ganger eintrindeln soll wie a' Seentigel. Dös vertrag' i' net, da pfeif' i' lieber ganz auf mei' Leben.“

„Kannst essen und trinken dabei was Dir schmeckt, nur schanz magst, daß Du d' Schwarzen trachst. Hast Turmaparate z' Haus, a' Med' zum Beispil?“

„Na, aber an' togenamten Ergotast hab' i'!“ „Der is' für die Rag'; lass' D'r zwischen azer Thür a' Reck ammach'n, aber g'schwind. Moring wird ang'stangt.“

„So bleibst' hiaz a' paar Stunden“, diktirte der Turmmeister.

„Dös hall' i' nót aus“, jammerte der Wärtrier. „Du muachst. Hast mi'r's net verbrochen? Wann D'r's ruhige Hängen weh thut, mach' die Welle. Da geht die Feit'n' pfundweis' furt.“

„Nimm' mi' awer, mi' thut schon Alles weh und an' Hunger hab' i' a'...“ „Nix, Du bleibst' ob'n' und wanns' D' Di' net schwingt, so kriagst' den Stecken da z' lossen...“

„Kumm' mi'r's net naß“, i' stößt' mit die Füll' nach Dir, Du Willenbacher... awer nim' mi', sog' i'...“

In diesem Augenblicke kam die Wirtschafflerin herein und meldete, der Hausherr habe tochen herauffragen lassen, ob denn in der Wampacher'schen Wohnung eine Trans- million oder bergleichen angebracht worden sei. Es wackte das ganze Haus seit zwei Tagen und er müßte dringend um Abstellung des Unluges bitten.

— „Die Transmiffion bin i selber“, kühnte Herr Wampacher. „Nimm mit aver, Bepi, Du firt ja, der Hausherr leid't's net.“

— „Ma, wegen meiner“, entfchied sich Zener, „is eh' beßer, wann wir die nächsten Lebungen in Freien machen. Bleib't bei Dein' Wort?“

— „Ja, aber anbind'n lass' i mit' nimmer, t mach' schon von selber All's, was D' willst.“

— „Gnat, All'dann vod' z'amm', mir is'd'n an Semmering auff; da is a zehrende Höfenluft und für Bewegung wir' schon i sorg'n.“

Der erste Tag auf dem Semmering blieb Herr Wampacher unermüdet. Am frühen Morgen schon weckte ihn sein Freund und trieb den schwebenden diefen drei Stunden lang vor sich her auf den Sandstein wie einen Steinblock. Auf dem Rückwege zog der Herr Wampacher eine Hammer aus der Tasche, befestigte ihn an seinem Stock und befaß Herrn Wampacher, eine Stunde lang Steine zu klopfen. Bekremdet blickten einige vorbeikommende Ausflügler auf diesen sonderbaren Steinlopferrhythmus.

— „Is a Sträfling“, rante ihnen Pächler zu, „Lebenslängliche Zwangsarbeit. . . er hat An' unbracht, und weil er z'wid' wird in Kerker, muß er hutz' a Weil unter meiner Aufsicht da Stauer schlagen.“

Rosfchüttelnd und sich umblidend, gingen die Ausflügler ihres Weges weiter, während der vorgeblide Sträfling wie toll auf die Steine loshies. Nach diese Stunde verann. Aufstehend setzte Herr Wampacher seine Flechtenbeutel nach dem Hotel in Bewegung. Hier entlang, zog ihn sein Begleiter nach dem Schuppen, wies auf eine Holzfüge und begehete:

— „So, h'at wißt no' a halbe Stunde Holz schneiden und klein haden. Demell geht' i hinein' s' Efen bestell'n. Bevor's D' net süß Scheller klein g'had't hoch, kriagt'n das Wissen.“

Fast weinend machte sich der unglückliche auch an diese Arbeit. Als er fertig war, kam er beinahe zusammen vor Müdigkeit und Gliederweh. Nur ein ungeheurer Appetit hielt ihn noch aufrecht. Seine Menschewürde über den erit wieder, als ein umfangreicher, über den Rand des Tellers hinausgehender Rosibraten vor ihm dukete.

„Kellner, schaff' S' mir noch zwei solche Rosibraten in an für'n ersten Anprall; nachher werd'n wir weiter reden. Hab' mir's ehlich verdient.“ Und der überhängende Rosibraten sammt Beilagen verschwand mit beispielvoller Schnelligkeit vom Tische. Bewundernd blickte der Tischgenosse auf die stille Majestät solchen Hungers.

Als der zweite und dritte Rosibraten ebenso rasch dem ersten gefolgt waren, wollte sich Herr Wampacher den Mund wischen.

— „Wo is denn mei' Servlett?“ fragte er; „i hab's do no' vor omer Weill' aller z'amm'legter neb'n mein' Teller liegen' n. Hast es valleicht Du wegg' nimm't?“

— „Naan, i hab' die meinige.“

— „All'dann wo is i' devn? Dö muß mir der Kellner fort' ramm't hab'n.“

— „So mach' do' fane solchen G'schichten weg'n an Servlett“, nimmt Dir halt a anders. Aber das kann i Dir sag'n, Wampacher, wann's D' so fort' einführt, so is all' umfunt. So war's net g'mant, daß Du glei' dreimal so weit ist nach der Arbeit. Du kamst net abz'nehmen, da geht' Du ja mit' Fingern in den Händen von da fort, wia ma' in der Sport'sprach' sagt.“

— „Ja, mei' Vater, dö geht net anders. A quater Arbeiter will a fer' Efen hab'n. Weid' mir's net ein' . . . schon, es druck' mit' schon, weil's D' mir's net verdammt. . . merkwürdi'! hab' i no' nia g'hab't, so a Magen-brücken.“

— „Wundern thut er i' a no'. Drei Rosibraten ian ja für'n Wüstenlof'n z'uel. . . und so einischlingen! Mei' Votag hab' i so an Wurf net g'leg'n.“

— „Na, s' wird si' schon legen“, meinte Herr Wampacher und faltete die Hände über den gewaltigen Leib, um sein Mittag'sschlaffen zu halten.

Allein es „setzt“ sich nicht. Gegen Abend verstärkte sich das Magenbrücken und nach einer schlaffen Nacht übererte der Patient den Wunsch, heimzuführen. Er fühlte sich appetitlos und durch das ungewohnte Drücken im Magen beunruhigt, wolle daher einen Arzt befragen.

Adt volle Tage litt Herr Wampacher an einem rätselhaften Magenleiden, das ihn wirklich um einige MLo leichter machte. Nach dieser Zeit erholte er sich langsam und erschien wieder im Freundestreise, ein wenig blaß, mit schlaffen Wangen, doch ehlich wie zuvor.

— „Was hat Dir denn eigentlich g'seh't?“ fragte man ihn von allen Seiten.

— „Der Doktor hat g'sagt, i hab' was im Mag'n g'hab't, was net ein' g'hab't hat.“ „Na, die Rosibraten können's net g'welen sein. Balleicht, daß i an Glas'scherb'n oder ionas g'schickt hab'. Uebrigens, i bin net hard' rüber, wenil'ens bin i ohne die Marterei von Pächler mäger word'n.“

— „Mein lieber Vater“, nahm dieser mit ernster Miene das Wort, „vor mir bist Du in alle Ewigkeit selber. A Mensch, der in der G'schwundigkeit mit die Rosibraten's Servlett' awischlicht, der was net, von was er fett wird und soll so bleib'n, wia er is. Gott g'leg'n Dir's!“

Mit offenem Munde starrte Herr Wampacher den Freund eine Weile an. Dann sagte er ein wenig ungewiß, doch nicht abweisend:

— „Was Dir net einfallt! Dös is ja net die Mäg'lichkeit. . . aber wann si' dö's Servlett' net g'funden hä't, möcht' i D' do' bitt'n, daß D' n' Witz' nächstens fragt, was's löst' — i . . . i zahl's! . . .“ (A. B. T.)

Geschichte der Kleidungen.

(Schluß)

Im 15. Jahrhundert begann man die Kermel der Kleidung aufzuschichten und mit kunstfarbenen Stoffen aufzupuffen. Dasselbe geschah mit den Beinkleid. So lange dieselbe enganliegend war, formte sich das Aufschichten und Aufpuffen nur auf die sog. „Döge“ beziehen. Aber im 16. Jahrhundert begann eine Art des Beinkleids durch die Landtschnechte eingeführt zu werden, die dieser Ausartung der Mode immer mehr Vorzug leistete: die „Pulderhose“, jene „serubende, zucht- und ehrewege pludrige Teufelschale“, wie ein Chronist der damaligen Zeit sie nennt. Man fertigte sie aus einer Leberfülle von sehr dünnem Stoff, gewöhnlich aus Seidzeug, das man durch mehrere handbarte Streifen von Sammet oder Tuch festete, so daß das Ganze weit und schlotterig von den Hüften herabhäng. Bald ward die Hose, die anfänglich nur bis ans Knie reichte, bis zum Knöchel verlängert, jedoch man dazu gewöhnlich 20–40 Ellen Zeug, oft sogar 100 bis 220 Ellen gebrachte. Da die gleiche Verschwendung auf die Kermel der Jacke verwendet wurde und ein hoher, fast kegelförmiger Fetz- oder Pelzputz als Kopfbedeckung hinzukam, so glich die Kleidung mehr derjenigen eines Karren. Diese ausgeartete Tracht war freilich in erster Linie nur den Landtschnechten und Söldnern eigentümlich; der Adel und die „ehbare geimten“ Bürgerleute trugen eine kürzere Hose, die weniger baufüh war. Die Jacke, die man dazu benutzte, war eng, reichte vom Halle bis zu den Hüften und war watter und gefestigt. Die Kermel waren weit, gefchlicht und gepufft. Ueber die Jacke legte sich der Halskragen oder die Kräfte, die mit dem Hemde verbunden war. Sie bestand anfänglich nur aus einem leicht gestrauten Streifen Wollzeug. Wie aber im 16. Jahrhundert das Barock theilweise dem hohen spanischen Putz weichen mußte, so der zuchtigeklapperte Kragen dem gestalteten, wagrecht stehenden spanischen Halskragen (wie ihn noch einige Geislliche tragen). Der Mantel schrumpfte auf ein Stückchen Tuch zusammen, das lose um die Schultern hing und nur bis zu den Hüften reichte. Das Haar war kurz geschoren, der Bart abrorf; doch fanden sich auch wallende Vollbärte, gewichte Kinn- und lange Schnurrbärte.

Die weibliche Tracht nahm im 16. Jahrhundert einen ganz veränderten Charakter an. Während man früher Hals und Brust möglichst entblößt hatte, trug man jetzt die Kleidung bis zum Halfe hinaufreichend und ungechlicht. Die Kermel, früher weit und offen, wurden eng; die Schleppe fiel weg. Dagegen war das Oberkleid von der Hüfte abwärts gefchlicht, so daß die oft kostbaren Unterleider zu sehen waren. Aus dieser Tracht des Oberkleides entwickelte sich der Gebrauch der Schürze. Gürtel mit zierlichen Aufhängen, Füßer- und Handschuhe wurden mehr und mehr getragen. Als Kopfbedeckung kamen neben Barett und Haube auch gold- und silbergeflachte Mützen und Schleier in Aufnahme.

Mit dem dreißigjährigen Kriege wurde Frankreich, wie in allen Dingen, so auch für die Kleidertracht maßgebend. So entstand das taurige „à la mode“ Wesen, jener Zeit der tiefsten Verdrängung unseres Vaterlandes. Wämser mit langen Schultern; breite aus Spitzen gebildete, bis über die Schultern zulaufende Halskragen; Hüte mit breiten Krempen und überaus gewichtig gezierter Stiefel mit übermäßig weiten Stulpen und großen, oft plüschschweren Sporen; weißfüßige, bis zum Ellenbogen reichende Handschuhe — das war der Charakter der damaligen geschmacklosen Tracht. Dazu kam seit Ludwig XIV. die Perücke, ein aus Menschen-, Pferde- oder Ziegenhaar hergestelltes Haargebilde, welches das natürliche Haar verdeckte und in mächtigen Wellen bis auf Schultern und Hüften herabreichte. Ebenso entartete die Kleidung der Frauen. Man ließ sich allmonatlich eine Modepuppe aus Paris kommen, um ja keine Torgüter länger, als nöthig war, zu veräußern; eigene Schneider schickte man dahin, um die Mode zu fultren. Ein damaliger Dichter, J. J. de Meville, sagt darüber:

„Französisch Wand und Bari, französisch alle Sitten,
Französisch Mod und Wams, französisch ausgeschitten.
Was immer zu Paris die edle Schneiderzeit
hat neulich angeschafft, auch wohnt die Vernunft.
Das macht ein Zeuther was, Soll ein Franzos' es wagen,
Die Sporen auf dem Hut, Schüh' an der Sand zu tragen,
Die Stiele auf dem Kopf, ja Schellen vor dem Bauch
Anstatt des Hefelwerks — der Deutsche thät es auch.“

Vor allen Dingen war Frankreich auch tonangebend in der Pracht und dem Luxus der Kleidungen. Ludwig XIV. trat einmal beim Empfang des spanischen Gesandten ein goldgeflacktes Kleid, das mit Edelsteinen in Wertze von 12½ Millionen Wires befest war, und dessen Schwere ihn so belästigte, daß er es nur einige Augenblicke auszuhalten im Stande war. Natürlich versuchte die halbe Welt diesem großen Götzen nachzugeben und leidet auch Deutschland. Das Leberthandbuchen des Luxus in den Kleidungen veranlaßte bald in manchen Ländern scharfe Verordnungen der Fürsten und Obrigkeiten, sog. Kleider- und Luxusgesetze. Namentlich waren es die städtischen Behörden, die gegen das Unwesen einschritten. In Nürnberg, Frankfurt, Speier, Rürich waren bereits im 14. Jahrhundert Gesetze erdienen, die bis ins letzte vorgeschrieben, bis zu welchen Grenzen man in dem Kleiderluxus gehen durfte. Und das war in der That nöthig. Nicht bloß die Pächler- und Beamten, sondern selbst gewöhnliche Bürger trugen Perlen an den Hüften, an Wärmern, Hüfen, Bänden und Mänteln, goldene Ringe an den Fingern, silbergeflachte Gürtel, Messer und Schwert von degenehrem Golde oder Silber. Die Kleider waren mit Gold und Silber gefchicht, die Stoffe von Sammet und Seide; an Mänteln und Hüden waren Futter und Säume von Zobol, Ferselin oder Marber. Die Frauen und Jungfrauen umhingen sich mit kostbarem Beschemide und trugen Perlen und theure Schyren. Manche Bürgerfrau trug im 16. und 17. Jahrhundert oft fünf

über drei- und vierhundert Gulden auf einmal am Körper, und ihr ganzer Besitz an Kleidern und Schmucksachen repräsentirte häufig einen Werth von mehr als 3000 Gulden — nach der damaligen Höhe des Geldwertes eine ungeheure Summe. Der Rath von Regensburg bestimmte um das Jahr 1485 den vornehmen Bürgersfrauen: acht Hüde, sechs lange Mäntel, drei Tauglerbe, zwei Paargebände von Perlen, einen Kranz von Gold oder Perlen, nicht über fünf Gulden an Werth, einen Schleier nicht über acht Gulden, jede eine Krone an den Kleidern, aber nicht solche von Perlen oder Gold; ein Halsband von Perlen, nicht über fünf Gulden, ein Brustgehänge von Perlen, sechs bis zwölf Gulden; eine goldene Kette mit Gehänge zu fünfzehn, ein anderes Halsband zu zwanzig Gulden; außer dem Ehering keine anderen Ringe über vierundzwanzig Gulden; nicht mehr als drei Gürtel von Seide oder Gold. Während diese Bestimmung ziemlich viel Freiheit ließ, waren andere weit strenger. Kurfürst Joach im I. von Brandenburg hatte Verordnungen gegen den Kleiderluxus erlassen. Sein Nachfolger Joach im II. ließ mehrere „Lumpenblätter“ aufsteilen, in einem Käfige drei Tage hindurch öffentlich aufstellen und Mustern davor aufstellen. Auch ließ er einigen Gdellerten auf offener Straße das „jottliche Hoenengelampe“ losbinden, so daß sie allem Volk zum Geßpiet dienten. Ebenso erließ der Kurfürst Georg I. von Sachsen 1612 eine Verordnung, die jedem Stand bis ins einzelne vorgeschrieb, was er tragen durfte und was nicht.

Von den Kneulen predigten die Geistlichen gegen den „Kleiderwulst“; Dichter und Schriftsteller eiferten in satirischer Weise dagegen. In einer gedruckten Predigt aus Straßburg vom Jahre 1615 heißt es: „Die Weiber wissen gar sehr, sich mit mancherlei Farben zu bemalen und schon zu machen. Da sieht man bei ihnen Simondendort, Geschnilch, Rollenwasser, Wein und Mann, sich das Antlitz zu erlichten und das Fleisch zu zärteln. Sie gebrauchen Biam, Bieth, Rauchwasser, Aloe, Stabwurz, Schmalzfügel, Mastixbaum, man sieht bei ihnen Kämmen, Spiegel, Döhrflöck, Nareifen, Parfügeren, Ängelen, Priemen, Schächlein, Wäghlein, Zündchen, Schiffslein, Mufchen, geßpicht und ausgefüllt mit allerlei Pfäfflerlein und Safflein.“

Noch im 18. Jahrhundert war der Farbenreichtum und die Pracht des Anzuges eher erhöht als vermindert worden. Das männliche Staatskleid, wie es zum wohlhabenden Bürger sich ausbreitete, vom Fürsten getragen wurde, bestand aus einem Hute von dunklem oder hellem Sammet, welcher mit reicher Seide, oder Gold- und Silberbesätsen geschmückt war, und unter dessen weit zurückgeschlagenen Kermel die zierlichen Spitzenmanschetten hervorragten. Ihnen entsprachen die Bruststücke von Spitzen unter goldgeflackten Westren. Stiefel trug man nur bei schlechtem Wetter, und in Damengestaltung durfte man sich nicht anders als in Schuhen und ledernen Stämpeln zeigen. Jung und Alt hatte den Degen an der Seite; ältere Männer führten in der Rechten das lange spanische Noth- mit goldenem Knopfe. Manche Berufsweise kündigten sich schon von weitem durch gewisse Trachten an. So erforderte es z. B. die Würde eines Arztes, daß er in schwarzem, gepudrter Perle erdienen, im goldgeflackten Schatzackrock mit breiten Spitzenmanschetten, weißen oder schwarzen Seidenkürschmitten, mit blühenden Knie- und Schenkelknäulen, den kleinen Hut unter dem Arm und in der Hand den mächtigen Nothstod. Die weibliche Kleidung hatte auch bedeutende Abänderungen erdienen. Eine junge Dame des vorigen Jahrhunderts bot im Staatskleide einen eigentümlichen Anblick. Auf dem Kopfe baute sich ein Haarbüschel von einem halben Meter Höhe auf, der auf freisenden Wulsten ruhte, aus verschiedenen Stockwerken bestand und mit Blumen, Federn und Wändern verschwenderisch verziert war. Der Fuß ruhte in einem sammetnen Schuh, dessen Absatz unnatürlich hoch war, auf der Spitze. Das aus einander gereizten Fingerringen wie ein Hornschiff zusammengeschickte Korsett, zwangige Arme und Schultern zurück, die Brust dagegen heraus und schürte die Taille über den Hüften weitenartig zusammen. Ueber den ungeheuren Nothstod stieß ein faltiges Seidengewand herab und darüber ein schyphenverdecktes Oberkleid, das vorne gefeilt war. Die Kermel, mit Hüpfen überladen, reichten bis zum Ellenbogen, während die Handschuhe den Vorderarm bedeckten. Die Dame führte ein Perlmutterbüschel bei sich, welches einen Vorrath der aus schwarzem englischen Pfaster geschuittenen „Mufchen“ enthielt. Die Schönheitspfäflerchen, welche in Gestalt von Sternchen, Monden, Herzen in den Augenwinkel, auf Wangen und Kinn getragen wurden, sollten den Ausdruck des Mienspiels erhöhen!

Von Freuden aus begann der erste wirksame Sturm gegen den Kleiderluxus und gegen den Druck des französischen à la mode Wesens. Es gehörte zu den Verdiensten des Könige Friedrich Wilhelm I., eine größere Einfachheit eingeführt und sich von der Nachahfung der Franzosen frei gemacht zu haben. Die Woltenperücke veranlaßte er mit dem einfacheren Kopf. Sein Vorgehen fand natürlich sofort Nachahmung an Hofe und bald auch im Volks, um so mehr da der König die kräftigste französische Tracht französischer Personen anlegen ließ, um sie lächerlich zu machen. Gegen das Ende des Jahrhunderts wurde der einfache, fradartere Mod, die kurze Weste und bald darauf die bis zu den Hüfen verlängerte Hofe Mode. Die Hauptbestandtheile unserer jetzigen einfacheren Kleidung sind alle auf die einzelnen Bekleidungsstücke der vorigen Jahrhunderte zurückzuführen, und wenn hier und da verluft wird, die jetzige Einfachheit in verschwenderischen Luxus und unsinnige Ueberbiterung ausarten zu lassen, so kann ein Blick auf die Trachten der Vorzeit zeigen, zu welchen lächerlichen Ausgestaltungen das führt.

Verantwortlicher Redakteur: H. Koelzer.